

Spencer, Herbert

Die Mode

System der synthetischen Philosophie Bd. VIII:

Die Principien der Soziologie, III. Band, Theil IV, Kap. XI. (§§ 423 – 426)

*deutsche Übersetzung von B. Vetter, Stuttgart (E. Schweitzerbart'sche Verlags-
handlung) 1889,245-252 (Englisches Original zuerst: 1885)*

245 (245-252; §§ 423-426)

XI. Capitel.

Die Mode.

§ 423.

Wenn wir hier in der allgemeinen Betrachtung der ceremoniellen Einrichtungen nichts über die Mode sagen wollten, so würde eine Lücke offen bleiben; aber freilich ist es sehr schwer, die Mode in irgendwie systematischer Weise zu behandeln. Bei all' den verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Zwanges (der socialen Controle), die bisher behandelt wurden, haben wir wenigstens einzelne durchgängig gültige Merkmale gefunden, die sich auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen liessen, und die gewonnenen Folgerungen waren daher ziemlich bestimmter Natur. Jene verschiedenartigen und stets sich ändernden Regeln

246

für das Betragen der Menschen aber, welche der Name Mode umfasst, lassen sich nicht in gleicher Weise erklären, und es genügt auch nicht eine einzige Erklärung für sie alle.

In den Verstümmelungen, den Geschenken, den Besuchen, den Verbeugungen und ähnlichen Ehrenbezeichnungen, in den Anredeformen, den Titeln, den Abzeichen und Trachten u.s.w. wird, wie wir sahen, nicht Ähnlichkeit, sondern im Gegentheil Unähnlichkeit zwischen den Handlungen der Höheren und denen der Niederen hervorgekehrt: was der Herrscher thut, darf der Beherrschte nicht thun, und das, was dem Beherrschten geboten wird, ist zugleich dasjenige, was der

Herrscher natürlich vermeidet. In jenen Abänderungen des Betragens, der Kleidung, der Lebensweise u.s.w. jedoch, welche die Mode ausmachen, wird stets das grösste Gewicht nicht auf die Ungleichheit, sondern auf Gleichheit gelegt. Man hat seine Ehrerbietung und schuldige Rücksicht zu bezeugen dadurch, dass man das Beispiel der in höherem Ansehen Stehenden nachahmt, und nicht indem man von demselben abweicht. Wie kommt es zu diesem eigenthümlichen Gegensatz?

Die Erklärung hierfür scheint etwa folgende zu sein. Die Mode ist ihrem ganzen Wesen gemäss nachahmender Natur. Nachahmung kann nun aus zwei weit von einander abweichenden Beweggründen entspringen. Man kann dazu angetrieben werden durch Ehrfurcht vor dem, den man nachahmt, oder aber durch den Wunsch, seine Gleichstellung mit ihm möglichst bestimmt auszudrücken. Zwischen den Nachahmungen, welche durch diese verschiedenartigen Beweggründe veranlasst werden, lässt sich aber keine schaffe Grenze ziehen, und daraus entspringt die Möglichkeit eines allmählichen Übergangs von jenen durch die Ehrerbietung veranlassten Nachahmungen, welche das Zeichen einer entschiedenen Unterordnung sind, zu diesen eher auf Wettbewerb beruhenden Nachahmungen, die einen Zustand von verhältnismässiger Unabhängigkeit charakterisiren.

Bedienen wir uns dieser Auffassung als Schlüssel für die Thatsachen, so können wir nun leicht einsehen, wie die ehrfurchtsvollen Nachahmungen ihren Anfang nehmen und wie es zu einem Übergang von ihnen zu den auf Wettstreit beruhenden Nachahmungen kommt.

247

§ 424.

Wenn wir von einer Gesellschaft ausgehen, in der knechtische Unterordnung herrscht, so entsteht die Frage: in welchen Fällen wird der Höhergestellte sich durch Nachahmungen von seiten eines Niederen begütigen lassen? Hinsichtlich welcher Eigenthümlichkeiten wird der letztere versuchen dürfen, es ihm gleichzuthun, wenn er ihm damit einen Beweis der Höflichkeit geben will? Offenbar nur hinsichtlich seiner eigenen Mängel und Gebrechen.

Aus den Sitten jener einem tyrannischen Ceremoniell huldigenden Wilden, der Fidschianer, kann ich ein Beispiel anführen, welches den Beweggrund und seine Folge deutlich erkennen lässt.

„Ein Häuptling ging eines Tages auf einem Bergpfade, gefolgt von einer langen Reihe seiner Leute, als er zufällig stolperte und hinfiel. Sofort thaten alle seine Leute dasselbe, mit Ausnahme eines Mannes, über den die anderen ohne weiteres herfielen und wissen wollten, warum er denn sich für etwas besseres hielte als seinen Häuptling“.

Und *Williams* *Williams and Calvert, Fiji and the Fijians*. 1860, 2 vols.

beschreibt uns seinen Versuch, eine schlüpfrige Brücke, welche von einem einzigen Cocospalmenstamm gebildet war, zu überschreiten, mit folgenden Worten: - „Eben als ich meinen Versuch beginnen wollte, rief einer der Heiden mit grosser

Lebhaftigkeit aus: ‚Heute werde ich eine Muskete haben!‘ . . . Als ich ihn dann fragte, warum er von einer Muskete gesprochen, antwortete der Mann: ‚Ich war ganz sicher, dass Du bei dem Versuch, hinüberzugehen, hinunterfallen würdest, und ich würde natürlich hinter Dir her gefallen sein‘ (d. h. ich würde mir den Anschein gegeben haben, ebenso ungeschickt zu sein], ‚und da die Brücke hoch ist, das Wasser sehr reissend und Du ein feiner Herr bist, so wäre es Dir gewiss nicht in den Sinn gekommen, mir weniger als eine Muskete dafür zu geben‘.“

Fast noch merkwürdiger ist ein verwandtes Verfahren in Afrika bei dem Volke von Darfur. „Wenn der Sultan auf einem Ritt vom Pferde fällt, so müssen alle in seinem Gefolge ebenso herunterfallen, und sollte irgend Jemand diese Formalität zu befolgen versäumen: so hoch er auch stehen mag, er wird auf die Erde gelegt und durchgeprügelt“.

248

Solche Beispiele des Bestrebens, einem Herrscher zu gefallen, indem man jeden Anschein einer Überlegenheit über ihn vermeidet, werden uns weniger unglaublich erscheinen, als es sonst der Fall wäre, wenn sich zeigt, dass bei europäischen Völkern, wenn auch nicht ganz gleiche, so doch ähnliche Vorkommnisse stattgefunden haben. Im Jahre 1461 hatte der Herzog Philipp von Burgund sein Haar während einer Krankheit abschneiden lassen; „er erliess sodann ein Gebot, dass alle edlen Männer seiner Staaten sich ebenso scheeren lassen sollten. Mehr als Fünfhundert opferten ihr Haar“. Von diesem Beispiele, wo also der Herrscher darauf bestand, dass sein Gebrechen von seinen Untergebenen auch wider deren Willen nachgeahmt werde (denn Viele erwiesen sich ungehorsam), können wir zu einem späteren Beispiele. übergehen, wo eine ähnliche Nachahmung freiwillig erfolgte. In Frankreich wurde im Jahre 1665, nachdem Ludwig XIV. an einer FisteI operirt worden war, das königliche Gebrechen zu einer Mode bei allen Hofleuten.

„Manche, die bis dahin mit grosser Sorgfalt eine ähnliche Krankheit verheimlicht hatten, schämten sich nun nicht mehr, dieselbe bekannt werden zu lassen. Es gab sogar Höflinge, die sich darum beimühten, in Versailles operirt zu werden, weil dann der König von allen Einzelheiten ihrer Krankheit unterrichtet wurde. . . . Ich habe ihrer mehr als dreissig gesehen, die operirt werden wollten und deren Thorheit so gross war, dass sie sich fast beleidigt fühlten, als man ihnen erklärte, es läge kein Grund vor, dies zu thun“.

Wenn wir nun derartigen Fällen noch andere anreihen können, wo eine Abänderung des Anzugs, die ein König vornimmt, um irgend einen körperlichen Fehler zu verdecken (wie etwa eine hoch hinaufreichende Halsbinde, wo es sich um das Verbergen eines scrophulösen Halses handelt), von den Leuten am Hofe nachgeahmt wird und sich dann bald nach unten ausbreitet, so ersehen wir deutlich, wie aus jenem Wunsche nach Begütigung, welcher veranlasst, dass man einen ähnlichen Mangel zu besitzen vorgibt, auch Moden in der Art der Bekleidung hervorgehen können, und wie der Beifall, den Nachahmungen dieser Art finden, unvermerkt mit Billigung anderer Nachahmungen führen mag.

§ 425.

Nicht als ob freilich eine solche Ursache von sich aus eine derartige Folge haben müsste. Es gibt noch eine mitwirkende Ursache, welche den so betretenen Weg noch verbreitern hilft. Die auf Wetteifer gegründete Nachahmung, die stets so weit geht, als die Autorität es überhaupt gestattet, macht sich jede Gelegenheit zu Nutze, die ihr von seiten der auf Ehrerbietung begründeten Nachahmung dargeboten wird.

Diese wetteifernde Nachahmung beginnt nicht minder frühzeitig als die ersterwähnte. Die Angehörigen eines wilden Stammes lassen sich nicht selten durch den Wunsch nach Beifall ihrer Genossen zu Ausgaben verleiten, die verhältnismässig noch viel verschwenderischer sind als die der Civilisirten. Es gibt barbarische Völker, bei welchen die in Folge der Verheirathung einer Tochter zu erwartenden Kosten der Gastfreundschaft so hoch sich belaufen, dass sie die Ermordung weiblicher Kinder in der That entschuldigen, weil eben damit jene die Leute ruinirenden Ausgaben, welche mit der Erziehung der Tochter schliesslich verbunden sein würden, vermieden werden. Thomson und Angas stimmen vollkommen überein in der Schilderung des unglaublichen Aufwandes, zu dem die neuseeländischen Häuptlinge durch die Mode, grosse Festlichkeiten zu veranstalten, getrieben werden, wodurch sogar manchmal Hungersnöthe entstehen – Festlichkeiten, für welche die Häuptlinge ein ganzes Jahr im voraus sich zu rüsten beginnen, da von einem Jeden erwartet wird, dass er seine Nachbarn in der Verschwendung noch übertreffe. Derselbe Beweggrund aber, der auf solche Weise schon frühzeitig in der socialen Entwicklung mit ins Spiel kommt und die einander Gleichgestellten hinsichtlich des öffentlich gemachten Aufwandes mit einander wetteifern lässt, treibt ganz ebenso auch jederzeit die Niedriggestellten zu einem ähnlichen Wetteifer mit den Höheren an, soweit ihnen dies überhaupt gestattet ist. Überall und immer hat das Bestreben der Niederen, sich in Geltung zu setzen, mit den ihnen auferlegten Schranken in Gegensatz gestanden. Und eine besonders beliebte Weise, sich diese Geltung zu verschaffen, war stets die, dass man die Tracht und die Einrichtungen und die Sitten annahm, welche die Höheren auszeichnen. In der Regel finden sich denn auch einige von untergeordnetem Range, denen aus dem einen

oder anderen Grunde gestattet wird, durch solche Nachahmung in den über ihnen stehenden Rang sich zu erheben, und gewöhnlich geht dann die allgemeine Tendenz dahin, solche Präcedenzfälle einer Nachahmung zu vermehren und so für immer sich erweiternde Classen die Freiheit zu erwerben, in gleicher Weise zu leben und sich zu kleiden wie die Angehörigen der bevorzugten engeren Kreise.

Insbesondere trat dies stärker hervor, sobald Rang und Reichthum nicht mehr zusammenfielen – d. h. sobald durch die Gewerbsthätigkeit Einzelne emporkamen,

die reich genug waren, um es in der Lebenshaltung mit den im Range über ihnen Stehenden aufzunehmen. Theils wegen der grösseren Mittel und theils wegen der dadurch erworbenen grösseren Macht, welche die höheren Stufen der Producenten und der Vertheilenden erlangten, theils endlich wegen der zunehmenden Wichtigkeit der finanziellen Hilfeleistungen, welche sie den herrschenden Classen in öffentlichen und privaten Angelegenheiten darbieten konnten, hat der Widerstand dagegen, dass sie auch solche Gebräuche annahmen, welche ursprünglich Jedermann ausser den adelig Geborenen verboten waren, immer mehr abgenommen. Die Schranken, die man in früheren Zeiten durch Luxusgesetze immer und immer wieder aufzurichten suchte, wurden doch allmählich erschüttert, bis endlich die Nachahmung der Höheren durch die Niederen, fortwährend nach unten sich ausbreitend, durch nichts mehr sich aufhalten liess als höchsten durch die Gefahr, Spott und den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden.

§ 426.

So sehr also auch das Ceremoniell und die Mode einander gegenseitig durchdringen und unentwirrbar vermengt erscheinen mögen, so sind sie doch nach dem vorhergehenden ganz entgegengesetzten Ursprungs und haben verschiedene Bedeutung: jenes ist dem Regime des zwangsweisen Zusammenwirkens eigenthümlich, diese aber gehört in den Bereich des freiwilligen Zusammenwirkens. Denn offenbar besteht ein sehr bedeutsamer Unterschied, ja sogar ein Gegensatz des ganzen Wesens zwischen dem Verhalten, das durch die Unterordnung unter einen Höheren vorgeschrieben wird, und demjenigen, das aus der Nachahmung eines Höherstehenden entspringt.

251

Es muss zugegeben werden, dass die Regeln des Handelns, die wir hier unterschieden haben, gewöhnlich in die grosse Masse der allgemeinen gesellschaftlichen Vorschriften eingewoben erscheinen. Es ist richtig, dass man heutzutage manche eigentlich dem Ceremoniell zugehörige Formalitäten erfüllt, als ob sie Theile der vorherrschenden Mode wären, und dass andererseits gewisse Elemente der Mode, wie z. B. die Ordnung der einzelnen Gänge bei einem Festmahle, vielfach als Elemente des Ceremoniells aufgefasst werden. Und es ist ferner richtig, dass die einen wie die anderen den Gehorsam der Menschen erzwingen vermöge einer nirgends verkörperten öffentlichen Meinung, die für diese wie für jene dieselbe zu sein scheint. Allein, wie wir schon oben sahen, dies ist nur eine Täuschung. Wenn in unseren Tagen ein reicher Quäker sich weigert ähnliche Kleidung zu tragen wie diejenigen, die ebenso bemittelt sind, und wenn er zugleich seinen Hut nicht vor einem Höherstehenden abnehmen will, so betrachten wir diese Widersetzlichkeiten gewöhnlich als solche von gleicher Natur. Wir sehen aber sofort ein, wie wenig dies zutrifft, wenn wir bis in die Zeiten zurückgehen, wo die Begrüssung eines Höherstehenden bei Todesstrafe geboten war, während im Gegentheil die Nachahmung des Anzuges einer höhergestellten Classe, weit

entfernt, wohlgefällig zu erscheinen, vielmehr verboten war. Zwei ganz verschiedene Autoritäten sind es also, denen durch diese beiden Handlungen widersprochen wird: der Autorität der Classenherrschaft, welche einstmals solche Ehrenbezeugungen forderte, und der Autorität der öffentlichen Meinung, welche daran festhält, dass Nichtübereinstimmung in der Kleidung eine niedrigere Lebenslage verrathe.

Demnach ist, so wunderbar dies auch klingen mag, die Mode im Gegensatz zum Ceremoniell eine Begleiterscheinung des industriellen Typus und steht in Gegensatz zum kriegerischen Typus. Man braucht blos zu beachten, dass der Kaufmann, wenn er silberne Gabeln auf seinem Tische einführt, in dieser Hinsicht seine Gleichstellung mit dem Edelmann betont, oder noch besser darauf zu sehen, wie sehr das Dienstmädchen, das sich für seinen freien Sonntag herausgeputzt hat, mit seiner Herrin wetteifert, indem es einen Hut nach der allerneuesten Mode aufsetzt, um einzusehen, wie die Regeln des Handelns, die man unter dem Namen Mode zusammenfasst, auf jene stets sich erweiternde

252

Freiheit hinweisen, die mit der Ersetzung kriegerischer durch vorwiegend friedliche Thätigkeiten Hand in Hand geht.

Wie sie heutzutage besteht, ist die Mode eine Form der socialen Ordnung, ähnlich und vergleichbar der constitutionellen Regierung als Form der staatlichen Ordnung; denn sie stellt in der That ein Compromiss zwischen allgemein herrschendem Zwang und Freiheit des Einzelnen dar. Gerade so wie mit dem Übergang vom zwangsweisen zum freiwilligen Zusammenwirken in der öffentlichen Thätigkeit eine Verstärkung und Vermehrung der Vertretungskörper erfolgt ist, die den Willen der Mehrheit zum Ausdruck zu bringen haben, so hat auch jenes unbestimmt abgegrenzte Aggregat reicher und gesitteter Leute, deren Übereinstimmung in der Lebensweise das Privatleben der ganzen Gesellschaft mehr oder weniger beherrscht, immer mehr an Umfang zugenommen. Und es lässt sich in einem wie im anderen Falle beobachten, dass dieser beständig hin und herschwankende Compromiss zwischen Zwang und Freiheit doch im allgemeinen einem Siege der Freiheit zustrebt: denn während im Durchschnitt die staatliche Beaufsichtigung der Thätigkeit des Einzelnen abnimmt, verliert auch die Mode viel von ihrer früheren Starrheit, wie sich schon aus dem grösseren Spielraum ergibt, der dem innerhalb gewisser sehr lose abgesteckter Grenzen sich bewegenden Urtheile des Einzelnen gestattet ist.

So hat denn die Mode getreu der von Anfang in ihr vorwaltenden Tendenz zur Nachahmung, zunächst nur der Mängel und Fehler eines Höheren, sodann aber auch allmählich anderer ihm eigenthümlicher Züge, stets auf Ausgleichung hingearbeitet. Sie diente dazu, die Zeichen der Classenunterschiede zu verwischen und zuletzt ganz verschwinden zu lassen, und so hat sie die Stärkung der Individualität begünstigt. Dadurch aber trug sie auch zur Schwächung des Ceremoniells bei, das ja gerade auf die Unterordnung des Individuums gegründet ist.